

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 8

18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. April 1954

Familie

Die Zukunft der Familie — Gegenstand der Hoffnung (verschiedene Anzeichen für eine Erneuerung und Gesundung des Familiengedankens): 1. Die Familie *bewährt sich* als Grundinstitution der Gesellschaft — auch in schwerster Situation — die Bejahung des Kindes nimmt zu — die Bemühungen um die Familie vertiefen sich — 2. *Veränderte* Stellung der Frau: Die «Partnerschaft» — *veränderte* Erziehungsprobleme — die Familie zeigt sich elastisch — 3. Die Stellung der Familie im sozialen Raum wird gesünder: Familienpolitik — ein neues Selbstbewusstsein — die Familie erringt sich einen Platz in der Gesellschaft.

Literatur

Das Bild des Christen in der Literatur der Gegenwart: 1. *Die dunkle Seite:* Der «verborgene Gott» — die Haltung des Wartens — der sündige Mensch — Ungesicherheit und Gefahr — die düstere Welt — Selbstkritik — der Wille zum Unbedingten und seine Gefahren. — 2. *Die helle Seite:* Die Freude an der Schöpfung, der Natur und dem Naturgewachsenen — das Mysterium des Glaubens und die Hoffnung auf Auserwählung — die Erhabenheit der Gotteswelt wird entdeckt — die Erfahrung der Kraft des Sakramentes.

Schule

Die österreichische Schulfrage — Opfer auf dem Altar der Koalition?: Scheinbares Nachgeben der SPOe — Die Frage der *Lehrerbildung* als Kernproblem — Der rechte Zeitpunkt verpasst — 1953 das Jahr der Besinnung — Die *Forderungen der katholischen Lehrer* — konkrete Vorschläge — *Die sozialistischen Pläne:* Einbruch ins Dorf — Vermassung — *Erzbischof Rohrer greift tätig ein* — Unterschied zum deutschen Schulkampf — Aussicht auf Kompromiss.

Ex urbe et orbe

Katholische Kirche in Lateinamerika: Das Problem aller Probleme — Mithilfe der Laien — Die Lage in Argentinien — In Chile: die «Mission von Chile» — Zwei mutige Bischöfe zu Landreform und Streik.

Wirtschaft

Nach 14 Jahren über Burnhams Buch «Das Regime der Manager». Die Kritik am Sozialismus zeigt sich berechtigt — Die politische Analyse jedoch ist verfehlt — Verstaatlichung ist keine Patentlösung, wie die Erfahrung zeigt.

Geheime fröhliche Hoffnung?

«Nicht Klagen voll Verzweiflung, sondern Klagen, darin eine geheime, fröhliche Hoffnung schlummert, dürfen wir gegenwärtig über unser Familienleben erheben.» So schrieb vor hundert Jahren W. H. Riehl in seinem Buch «Die Familie». Er glaubte dabei an eine baldige Überwindung der von ihm beobachteten Auflösungserscheinungen durch ein *Neuaufblühen des altdeutschen Familienideals*. Wir wissen heute, dass sich diese «geheime fröhliche Hoffnung» des Pioniers der Familiensoziologie als Rückkehr zur patriarchalischen Familienverfassung «in dem organischen Hause mit der Giebelfront und dem Erker» nicht erfüllte, ja nicht erfüllen konnte angesichts der tatsächlichen Entwicklung des Industriezeitalters, die auf das gesamte Gesellschaftsgefüge seine revolutionäre Wirkung ausüben sollte. Dafür wuchsen die nur zu begründeten Klagen über den Niedergang der Familie, der durch mannigfache Ursachen begünstigt wurde: Ihre Funktionsverarmung in wirtschaftlicher Hinsicht durch die Rückbildung von der Produktionsgemeinschaft zur blossen Konsumgemeinschaft; die Verkennung und Missachtung ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und Rechte in der liberalen Staats- und Wirtschaftsordnung;

Lockerung des innerfamiliären Zusammenhalts infolge der Auswirkungen der modernen Arbeitsverhältnisse, der Emanzipationsbewegung der Frau; die geistig-sittliche Gefährdung der Familieninstitution durch das Schwinden der religiösen Substanz, durch die moderne Auffassung von Liebe und Ehe usw.

Alle diese Klagen waren nur allzu berechtigt und sind es zum grössten Teil noch heute. Sie stützen sich auf Tatsachen der lebendigen Erfahrung, auf sorgfältige Diagnosen der Soziologen, auf unbestreitbare statistische Zahlen.¹ Niemand wird dies bestreiten wollen. Trotzdem dürfen wir vielleicht heute, nach einem Jahrhundert, das in der Geschichte der Ehe und Familie eine unheilvolle, bittere Zeit darstellte, das zitierte Wort von Riehl wieder aufgreifen. Man kann sich wenigstens die Frage stellen, ob nicht der Zeitpunkt gekommen ist, da wir unsern Klagen über Gefährdung und Zerfall der Familie mit Recht einen Klang «geheimer fröhlicher Hoffnung»

¹ Vgl. z. B. den trefflichen Artikel von Paul Jostock: «Wandlungen im soziologischen Bild der deutschen Familie», in «Stimmen der Zeit», Februar 1954.

beimischen dürfen. In der Tat scheinen sich dem Beobachter der gegenwärtigen Familiensituation verschiedene Anhaltspunkte dafür zu bieten, dass eine solche Hoffnung auf Erneuerung und Gesundung des Familiengedankens nicht bloss einem Wirklichkeitsfremden, grundlosen Optimismus entspringt, sondern sich auf nachprüfbare Tatsachen und Entwicklungstendenzen stützen kann.

Selbstbehauptungskraft der Familie

An erster Stelle ist die Tatsache zu nennen, dass es der Familie gegenüber allen Anstürmen der vergangenen Zeitepoche durchaus gelungen ist, sich als *allgemein anerkannte Grundinstitution der menschlichen Gesellschaft* zu behaupten. Soviel auch über den Zerfall der modernen Ehe und Familie geschrieben werden konnte: Es gibt auch heute für die menschliche Gesellschaft nichts Selbstverständlicheres als die Familie, die natürliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau und Kindern, und man könnte unter Umständen recht lange nach jemandem suchen müssen, der allen Ernstes glaubt, Ehe und Familie seien eine überholte, zur Abschaffung reife Angelegenheit. Tatsächlich scheinen auch jene Stimmen, die noch vor einiger Zeit mit grosser Lautstärke die «Befreiung der Frau aus der Sklaverei der Familie» propagierten, so ziemlich am Aussterben zu sein. Das einzige praktische Experiment, das in neuerer Zeit zur Abschaffung der Familie gewagt worden ist, erwies sich sehr rasch als grossen Fehlschlag: Sowjetrussland, das seit 1917 mit seiner Ehegesetzgebung alles getan hatte, um die Familie in ihren Grundlagen zu zerstören, musste schon in den Dreissigerjahren eine radikale Umstellung in dieser Frage vornehmen und rühmt sich heute seines «vorbildlichen Familienschutzes».

Einer besonders schweren Bewährungsprobe wird die *Selbstbehauptungskraft der Familie* zweifellos dann unterworfen, wenn in einem Volke alle gesellschaftlichen Ordnungen und Sicherungen zusammenbrechen und der Mensch sich dem Chaos ausgeliefert sieht. Die Frage ist daher naheliegend, wie gerade die deutsche Familie diese über sie hereingebrochene Prüfung bestanden hat. Die soziologischen Untersuchungen, die Schelsky und Wurzbacher in dieser Frage vorgenommen haben², sind zu folgendem Ergebnis gekommen: Zahlreiche Einzelbeispiele vor allem aus Nordwestdeutschland zeigen, dass in der ausserordentlich starken Gefährdung der letzten Kriegs- und Nachkriegszeit die Familie im Ganzen gesehen ihre Stabilitätskraft durchaus, bisweilen sogar in erstaunlichem Masse, bewiesen hat. In vielen Fällen wurde die Familie geradezu als letzter persönlicher Halt und als einzig übrig gebliebene verantwortliche Bindung in einer zusammenstürzenden Gesellschaftsordnung erlebt. Die Erhaltung der eigenen Ehe und Familie, die Sorge um die Kinder wurden zum einzigen Lebenssinn, der auch den Mut verlieh, zum Aufbau einer neuen Existenz wieder ganz vorn anzufangen.

In diesem Aufbruch elementarer Kräfte menschlicher Selbstbehauptung, die oft zu ungläublichen Opfern bereit waren, wurden weitgehend die individuellen Wünsche und Differenzen der Gatten als weniger wichtig zurückgestellt; einzelne Ehen, die schon geschieden worden waren, blieben in der Not der Stunde erhalten. Wenn mit all dem auch nicht gesagt ist, dass nach der Wiederherstellung normaler Lebensverhältnisse dieser beobachtete Wille zu einem erhöhten Zusammenhalt der Familie ohne weiteres andauern werde, so hat sich doch dabei das Vorhandensein starker natürlicher Kräfte erwiesen, die auch eine länge Periode des Niederganges der Familieninstitution nicht zu brechen vermocht hatte.

Ein höchst bedeutsamer Faktor, der eine Festigung des

² Helmut Schelsky: «Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart.»

Gerhard Wurzbacher: «Leitbilder des gegenwärtigen deutschen Familienlebens.» Beide im Ferd. Enke-Verlag, Stuttgart, 1954².

modernen Familienbewusstseins erhoffen lässt, ist die *positive Einstellung zum Kind*. Wir denken dabei nicht an die Geburtsstatistiken einer unsympathischen nationalistischen Bevölkerungspolitik oder der ersten Nachkriegsjahre mit ihren besonderen Verhältnissen, sondern an die Tatsache, dass die grundsätzliche Bejahung des Kindes – im Vergleich zur Zwischenkriegszeit – wieder viel allgemeiner geworden ist, trotz der weitverbreiteten künstlichen Geburtenbeschränkung. Wenn man früher beinahe von einer Gesetzmässigkeit sprechen konnte, dass die Kinderfreudigkeit einer Familie im umgekehrten Verhältnis zum Grade ihres materiellen Wohlstandes stehe, so ist das heute nicht mehr ohne weiteres richtig. Ohne hier auf den sichtbaren Einfluss einzugehen, den in vielen Ländern die Familien- und Kinderzulagen auf die Höhe der Geburtenzahlen ausüben, sei nur auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten hingewiesen: Während in der Vorkriegszeit gerade in diesem Lande die kinderlose Ehe und das Einkindsystem besonders weit verbreitet waren, gehört es heute auch in wohlhabenden Kreisen fast zum «guten Ton», einen gewissen Kinderreichtum zu besitzen.³

Schliesslich dürfen auch die vielfachen Bemühungen nicht übersehen werden, die heute nach einer *Überwindung der modernen Ehe- und Familienkrise* streben. Dazu gehört ebenso das wachsende Interesse für eine wissenschaftliche Erforschung des Wesens der Familie, wie der gesteigerte Wille der jungen Generation zu einer sorgfältigen Ehevorbereitung. Denken wir – abgesehen von der fast unüberschaubar gewordenen Ehe- und Familienliteratur – beispielsweise an die französische «Katholische Schule für Familienwissenschaften» mit ihren Kursen und wertvollen Veröffentlichungen; an die regelmässig abgehaltenen Vorlesungen über Ehe und Familie an vielen amerikanischen Hochschulen; an all die Ehevorbereitungskurse, die ungezählten Brautpaaren wertvollste Hilfe für die Gründung ihrer Familie schenken; an die vielen Eheberatungsstellen und «Ehekliniken», die so manche gefährdete Ehe zu retten und neu zu festigen imstande sind; an die Tausende christlicher Ehegruppen, die vor allem in Europa und Nordamerika sich intensiv um die moderne Verwirklichung des christlichen Ehe- und Familienideals bemühen; an das aufblühende deutsche Familienbildungswerk und an ähnliche Bestrebungen, die alle dem gleichen Ziel dienen: Erneuerung und Festigung der Familiengemeinschaft. Es ist nicht zuletzt die erlebte Tatsache, dass die Familie nicht mehr wie in einer vergangenen Zeit für ihren glücklichen Bestand auf den äusseren Halt durch die Gesamtgesellschaft rechnen kann, die zu diesem bewussten Streben nach einer besseren persönlichen Vorbereitung und Schulung geführt hat.

Gleichzeitig mag in diesen Äusserungen einer gegenwärtigen Familienbewegung wohl auch die Tendenz zum Ausdruck kommen, die Schelsky als Zug zur Reprivatisierung des Lebens nennt: Rückwendung des Menschen von heute aus der unpersönlichen Anonymität und seelenlosen Abstraktheit des bürokratisierten öffentlichen Lebens in die intime Familiengemeinschaft mit ihren persönlichen Bindungen, Zielen und Verantwortlichkeiten.

Anpassungsfähigkeit der Familie

Soll die Hoffnung auf die Zukunft der Familie einige Berechtigung besitzen, dann muss die Familie die Fähigkeit beweisen, ihre innere Verfassung den gewandelten Gesellschaftsverhältnissen anzupassen, ohne dabei gleichzeitig die für ihre natürliche Sinnerfüllung wesentlichen Funktionen einzubüssen. Das bedeutet, dass die Familie ihre ungebrochene Vitalität dadurch zeigen muss, dass sie sich von der überkommenen Vorstellung ihres bürgerlich-patriarchalisch geprägten Ideals, soweit diese nur eine nicht mehr vorhandene geschichtliche Si-

³ «Population» 1953, Heft 3.

tuation der Gesamtgesellschaft widerspiegelte, zu lösen vermag: Nicht um sich damit selber aufzugeben, sondern um sich in einer *gewandelten innerfamiliären Struktur neu zu konsolidieren*, die der Gegenwartswirklichkeit entspricht.

Von den gesellschaftlichen Wandlungen, die das innere Gefüge der Familie aufs schwerste zu gefährden schienen, seien neben den modernen Arbeitsbedingungen des Mannes vor allem die gewandelte Stellung der Frau und die neue Einstellung zum Kind genannt. Infolge der grundsätzlich anerkannten und in weitem Masse auch praktisch gewährten Gleichberechtigung der Frau in bezug auf Bildungsmöglichkeiten verliert deren Verhältnis zum Mann immer mehr den Charakter geistiger Unterlegenheit und Hörigkeit. Durch die politische Emanzipation der Frau hört der Mann auf, der einzige Repräsentant der Familie in der Öffentlichkeit zu sein. Die Freizügigkeit im ausserhäuslichen Berufsleben, welche die Frau erlangt hat, führt zur Lockerung ihrer bisherigen wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Manne.

Diese Faktoren müssen auf die Dauer tiefgreifende Veränderungen im Leben der Familie und in der innerfamiliären Autoritätsverteilung bewirken. Der Mann verliert immer mehr seine patriarchalische Herrschaftsstellung im alten Sinn, deren umfassendes väterliches Bestimmungsrecht über das Wohl der Seinen stets auch die Gefahr eines despotischen Missbrauches seiner Macht in sich schloss. Die persönliche Selbständigkeit und Autorität der Frau wird grösser, ihr Mitbestimmungsrecht in allen Familienbelangen zur Selbstverständlichkeit. In vielen Fällen kommt es geradezu zu einer Umkehr der alten Autoritätsverhältnisse, vor allem dort, wo der Frau zur Verantwortung als Hausfrau und Mutter noch die Sorge für den materiellen Lebensunterhalt der Familie aufgebürdet wird, oder wo die Arbeitsverhältnisse den Mann zwingen, die ganze Woche ausserhalb seines Familienkreises zu verbringen.

Eine solche Entwicklung hätte nach den Anschauungen alter Sozialpolitiker wie Riehl und Le Play fast notwendig zum Ruin der Familieninstitution führen müssen. In den Sturmzeiten einer sich bisweilen bis zur grotesken Unvernunft steigenden Frauenbewegung schien es eine Zeitlang, als ob solche Befürchtungen nicht unberechtigt seien. Doch heute lässt sich feststellen, dass die Familie an dieser so bedeutsamen gesellschaftlichen Wandlung keineswegs zugrunde geht, sondern sich dank ihrer erstaunlichen «Elastizität» (Schelsky) den veränderten Verhältnissen anzupassen versteht. In einem schon lange wirkenden Entwicklungsprozess, der nicht immer ohne innere Schwierigkeiten und Krisen vor sich geht, wächst die moderne Familienverfassung einem neuen Gleichgewichtszustand entgegen, den man mit dem Worte «Partnerschaft» charakterisieren kann. Dass der Gedanke wirklicher Gleichberechtigung beider Ehegefährten sich immer mehr durchzusetzen vermag, ist zu offenkundig, als dass es bewiesen werden müsste. Für die gegenwärtige Entwicklung in Deutschland, das nach Aussagen der Soziologen länger als andere Länder an patriarchalischen Vorstellungen festgehalten hat, gibt Wurzbacher eine anschauliche Illustration: Bei 700 untersuchten deutschen Familien aus verschiedenen Gegenden und sozialen Schichten wurden folgende «Familienleitbilder» festgestellt:

- Vorwiegende Geltung der patriarchalischen Auffassung: 14–27%;
- Widerstreit zwischen patriarchalischer und partnerschaftlicher Auffassung: 11–16%;
- Grundsätzliche Anerkennung der ehelichen Partnerschaft: 52–73%;
- Anspruch auf Vorrang der individuellen Interessen der Frau: 2–8%.

Natürlich kann diese Idee der ehelichen Partnerschaft auch in einem familienfeindlichen Sinn missverstanden werden, wenn nämlich damit die Aufhebung der natürlichen Auto-

ritätsverhältnisse in der Familie gemeint und eine naturwidrige Gleichmacherei propagiert wird, die auf primitive Weise das Wesen von Mann und Frau und damit auch die elementare Grundgesetzlichkeit der menschlichen Ehe verkennt. Aber trotz aller Bestrebungen, die in dieser Richtung sichtbar werden mögen (man denke z. B. an gewisse Diskussionen und Vorschläge im gegenwärtigen Kampf um die deutsche Eherechtsreform!), scheint sich im praktischen Leben – aufs Ganze gesehen – die Auffassung der ehelichen Partnerschaft durchaus im familienerhaltenden Sinne auszuwirken.

Zu den wichtigsten Anpassungsproblemen an die modernen Verhältnisse zählt ohne Zweifel die Frage der *Erziehungsfunktion der Familie*. Gegenüber der «guten alten Zeit» der patriarchalischen Familie hat sich im Eltern-Kind-Verhältnis manches geändert. War in früheren Zeiten die Erziehung der Kinder ganz oder fast ausschliesslich Sache des Elternhauses, so erhält heute das Kind einen wesentlichen Teil seiner Formung ausserhalb der Familie: Kindergarten, Schule, Jugendorganisationen. Das bedeutet, dass die Eltern mit der Beschränkung ihrer Erziehungsfunktionen in einem empfindlichen Masse ihre Erziehungsautorität an ausserhäusliche Instanzen abtreten müssen, was die Gefahr einer vorzeitigen Lockerung der kindlichen Bindungen an die Familie oder gar einer gewissen Entfremdung in sich schliesst. Dazu kommt, dass mit dem frühzeitigen Durchbrechen des engen Kreises der Familiengemeinschaft die Kinder sehr früh den verschiedensten, oft ungunstigen Einflüssen ausgesetzt sind und sich selbständig bewähren müssen.

Dies alles bringt nicht bloss einen Verzicht der Eltern auf einen Teil ihrer Rechte mit sich, sondern auch neue Aufgaben: Unter erschwerten Umständen dem Kinde die wesentlichen Güter des Elternhauses zu erhalten, indem die Familie für das Kind als der Ort absoluter Geborgenheit weiter erlebt, die Kraft der elterlichen Autorität durch eine innerhäusliche Atmosphäre unerschütterten Vertrauens gesichert wird, die elterliche Erziehung schon frühzeitig ganz bewusst die freie Persönlichkeitsentfaltung des Kindes, dessen Selbständigkeit und entsprechende Selbstverantwortung ins Auge fasst. – Man muss leider gestehen, dass sich die Eltern dieser oft nicht leichten und an ihr persönliches Verhalten grosse Anforderungen stellenden Aufgabe bei weitem nicht immer gewachsen zeigen. Dennoch lässt sich auch hier eine gesunde Entwicklung feststellen, die durch mannigfache Bemühungen intensiverer «Elternschulung» und der verständigen Zusammenarbeit zwischen Eltern und ausserhäuslichen Erziehungsinstanzen unterstützt wird. Es bildet sich eine Form des Eltern-Kind-Verhältnisses heraus, die gelegentlich mit ihrem Anschein äusserer Respektlosigkeit vielleicht frühere Generationen entsetzen würde, die elterliche natürliche Autorität jedoch in ihrer ganzen Innigkeit und Gültigkeit unversehrt zu bewahren vermag.

Sozialer Eingliederungswille der Familie

Mit der Hoffnung auf eine Stabilisierung der innerfamiliären Grundbeziehungen verbindet sich die Aussicht auf eine *gerechtere Würdigung ihrer gesellschaftlichen Stellung*. Im Niedergang der Familie stellte ihre gesellschaftliche Ausgliederung in das nur Private ein charakteristisches Merkmal dar: Partner und Baustein für die Gebilde der Gesellschaft war nicht mehr die Familie, sondern das isolierte Individuum. Die Familie stand nicht mehr unmittelbar und direkt, sondern nur noch auf dem Umweg über das Individuum in Beziehung mit Gesellschaft und Staat. Wohl verblieb der Familie neben der Zeugung von Nachkommen der *Aufbau der sozial-kulturellen Persönlichkeit* als wichtige Aufgabe und Leistung gegenüber der Gesellschaft, diese jedoch kümmerte sich wenig oder gar nicht um die geistige und materielle Sicherung für die Gesunderhaltung der Familieninstitution. So wurde das Verhältnis der modernen Gesellschaft zur Familie «das eines Unterneh-

mens, das dauernd vom Kapital zehrt» (Schelsky). Dieses «rein ausbeuterische Verhalten» verurteilte die Familie zur Bedeutungslosigkeit in den modernen gesellschaftlichen Organisationsformen und gab sie den verschiedensten zerstörerischen Einflüssen preis.

Durch die moderne Familienbewegung ist nun hier unverkennbar eine gegenläufige Entwicklung eingeleitet worden. Ein neues Verständnis der Familie in ihrer grundlegenden Bedeutung für Gesellschaft und Staat ist erwacht: «Die Familie bildet das natürliche Grundelement der Gesellschaft und hat Anrecht auf den Schutz von Gesellschaft und Staat», wurde in der Erklärung der Menschenrechte der UNO vom 10. Dezember 1948 feierlich proklamiert.⁴ Deshalb werden die Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit für die Familie immer nachdrücklicher gestellt: Zur bisherigen Familienfürsorge tritt eine zielbewusste Familienpolitik. Es sei nur an den Siegeszug erinnert, den die Einrichtung der Kinder- und Familienzulagen innert kurzer Jahre in fast allen modernen Kulturstaaten genommen hat und weithin zur selbstverständlichen Forderung eines gerechten Familieneinkommens geworden ist; ferner an die Berücksichtigung der Familieninteressen in Wohnungsbau- und Steuerpolitik, zu der sich die Staaten in steigendem Masse entschlossen. Die Familie will sich nicht länger mit der Rolle begnügen, passiv am Rande des gesamtgesellschaftlichen Lebens zu stehen. Ein neugewonnenes Selbstbewusstsein lässt sie immer energischer ihr Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht im öffentlichen Leben fordern. Wir können hier an den anerkannten Einfluss denken, den z. B. die grossen Familienorganisationen Frankreichs und Belgiens auf die Entscheidungen der staatlichen Behörden ausüben, an die Vertretung der internationalen Union der Familienorganisationen bei den Organisationen der UNO, an die Schaffung eigener Familienministerien in verschiedenen Ländern, wie zuletzt noch in Deutschland. Wenn man die gegenwärtige Entwicklung des Familiengedankens im gesellschaftlichen Bereich betrachtet, möchte man der Behauptung von Jacques Leclercq beistimmen: «Heute hat man in den führenden Kreisen den Eindruck, dass die Bewegung gegen die Familie sich überlebt hat und

⁴ Von 42 Staats- und Länderverfassungen, die zwischen 1945 und 1953 neu in Kraft gesetzt wurden, besitzen 36 eigene Artikel über die Familie und ihre Rechte. Nur eine einzige, jene von Laos, erwähnt die Familie überhaupt nicht.

dass auf allen Fronten eine Offensive für die Familie gestartet wird.»⁵

Wird aber mit diesen Darlegungen über die Lage der Familie nicht doch einem unberechtigten Optimismus das Wort geredet? – Wir glauben es deshalb nicht, weil wir damit keine der begründeten Klagen übertönen oder auch nur bagatellisieren wollen. Wir wissen nur zu gut, dass so ziemlich jedem der angeführten positiven Punkte gleich ein bedenkliches «Aber...» beigefügt werden kann; dass starke Tendenzen wirksam sind, die vor allem auf weltanschaulich-sittlichem Gebiet für die Gesundung von Ehe und Familie ein gefährliches Hindernis bilden.⁶ Aber trotzdem sind auch die positiven Kräfte und Tendenzen vorhanden, die es richtig zu sehen und auszunutzen gilt in unserm Kampf für die Familie. Und gerade für uns Katholiken, die in diesem Kampf die geistige Überwindung des für die Familie so ungünstigen Zeitgeistes als entscheidende Aufgabe sehen, ist es überaus wichtig, dass wir unser christliches Ehe- und Familienideal nicht mit einem einst historisch bedingten, heute jedoch überlebten Familienbild allzusehr verknüpfen. Wir müssen uns klar darüber sein: Ob es uns leid tut oder nicht, die Familie von morgen wird auf keinen Fall mehr jene Gestalt zurückgewinnen, die sie durch die gesellschaftliche Revolution des Industriezeitalters verloren hat.

Worauf es heute ankommt, und worauf wir unsere besten Kräfte lenken müssen, ist die Rückgewinnung jener gesunden inneren Stabilität und äusseren gesellschaftlichen Anerkennung für die Institution der Ehe und Familie, die dieser eine ungeschmälerte Erfüllung ihrer wesentlichen Aufgaben am Menschen im Raume von Staat und Kirche zu gewährleisten vermögen. Dass dieses Ziel noch einmal erreicht werden kann, darin besteht unsere «geheime, fröhliche Hoffnung».

O. Stöckle.

⁵ Jacques Leclercq: «Krise und Erneuerung der Familie», in: «Dokumente» 1952, 6. Heft, S. 496.

⁶ Bezeichnend dafür sind einige Resultate einer deutschen Umfrage, welche das Institut für Demoskopie in Allensbach a. B. im Herbst 1949 durchgeführt hatte: Nur 16% der befragten Versuchspersonen bezeichneten voreheliche Beziehungen für verwerflich, ebenfalls nur 16% verurteilten den Ehebruch ohne jede Ausnahme. 79% sprachen sich unbedingt für die Erlaubtheit der Ehescheidung aus, 53% billigten es, wenn eine unverheiratete Frau Mutter wird, nur 16% bezeichneten sich als eindeutige Gegner der Empfängnisverhütung. Dabei waren von den Befragten über 40% katholisch. (Vgl. L. v. Friedeburg: «Die Umfrage in der Intimsphäre.» Ferd. Enke-Verlag, Stuttgart, 1953.)

Das Bild des Christen in der Literatur der Gegenwart

Gottesferne der nichtchristlichen Dichtung

Die nichtchristliche Dichtung unserer Zeit steht weithin unter den Nachwirkungen Nietzsches und Schopenhauers und neigt zur weltimmanenten Erklärung unseres Daseins. Das bedeutet: Das Universum, die Welt, der Mensch, finden ihre Erklärung nicht aus einem höchsten Blickpunkt – als Schöpfungstat eines persönlichen Gottes, der dieser seiner Schöpfung das Siegel seines Geistes eingeprägt hätte und die innere Vernünftigkeit des Weltganzen verbürgte. Vielmehr ist die Welt auf ihre eigene Tiefe bezogen, auf eine dunkle Macht, die mit ihr selbst gegeben ist, sei es, dass man sie den blinden Willen nennt, der als unbegreifliche Schicksalsmacht die Menschen lenkt und diese dem Zufall ausliefert, oder den Strom des Lebens, der uns alle trägt. Die den beiden Philosophen entgegengesetzten Haltungen dem Leben gegenüber finden sich dabei auch in unserer zeitgenössischen Literatur ausgedrückt:

Es ist einmal der Pessimismus, der dem Leben das schlechteste Zeugnis ausstellt und sich ihm – wenn möglich – entziehen möchte. Es ist andererseits der Wille zum Bestehen und zum Aushalten und zum Er trotzen eines menschenwürdigen Daseins. Aus dem chaotischen und letztlich bössartigen Grundstoff der Welt bilde der Mensch seine Wohnungen, inmitten der Wüste gründe er seine Oasen, gegen die Gestaltlosigkeit setze er seine Formen. Denn darüber wird kaum ein Zweifel gelassen: diese Welt ist nicht göttlich, sondern verflucht; sie zeigt keine «Spuren Gottes», sondern ist das Chaos. Aber es bleibt uns doch keine andere Möglichkeit, als uns im «Hiesigen» einzurichten.

Allerdings stehen im Gegensatz dazu die immer bohrenden Bemühungen, die Handschrift Gottes in den Dingen doch zu finden, diese als Wegweiser zu einer höheren Wirklichkeit zu verstehen, sie als «Hieroglyphen», d. h. als zwar schwer aufschliessbare, aber tatsächlich sinnerfüllte Zeichen zu betrach-

ten, oder als «Chiffren», in denen – obwohl verschlüsselt – die ewige Weisheit zu erkennen ist.

Die christliche Literatur ist in dieser Situation zwiegesichtig. Sie steht gläubig in der Offenbarungsfülle Gottes. Aber sie nimmt doch teil an den Erlebnissen der Zeit und begreift auch den Nichtgläubenden. Nur so ist sie in der Lage, das eigene Wort in die Zeit hineinzusprechen.

I.

Der «verborgene Gott»

Zunächst: Der Christ bekennt sich zum «verborgenen Gott». Auch der Gott der Christenheit hat sich verhüllt. Der «verborgene Gott», oder – nach einer Formulierung von Martin Buber – der «sich verbergende Gott», die latens Deitas, das ist das ins Christliche gewendete Erlebnis des skeptischen Unglaubens, der von der Nicht-Anwesenheit Gottes spricht. Es gehört zu den Themen der christlichen Dichtung unserer Zeit, dass Gott unsichtbar, unnahbar, geheimnisvoll sei. Das De profundis ist uns näher als das Te Deum.

Es gibt Erscheinungen unter den christlichen Dichtern, die beweisen, dass sie in ihrem Bemühen um ein christliches Existenzbewusstsein in schwere Bedrängnis geführt wurden. Merkwürdig viele Österreicher sind unter ihnen. Hofmannsthal, das Vorbild von vielen, hat sich durch verzweiflungsvolle, in den Griechendramen zeugnishaft dargelegte Jahre durchkämpfen müssen, bis er seinen «Jedermann» schrieb und den Engel im «Grossen Salzburger Welttheater» ausrufen lassen konnte: «Euch erwartet ungeheures Licht!» Georg Trakl hat in Finsternisse blicken müssen. Eine der bewegendsten Gestalten wird immer Josef Weinheber bleiben, der sein Werk über Abgründen errichtete und gewissermassen aus zwei Schichten seiner Seele lebte, denn er war einerseits dem Chaos zugewendet, aber andererseits doch ein Sohn der Kirche; es dauerte jedoch bis in seine letzten Tage, ehe er sich zu einem ganz klaren Bekenntnis zu Christus erklärte.

Das menschlich Erregende bei vielen Gestalten aus der christlichen Welt ist die Haltung des Wartens (wie in der nicht-christlichen besonders eindrucksvoll bei Kafka): im Grunde sind wir viatores, auf dem Wege, wir warten und sind in Erwartung auf ein letztlich Unbekanntes und wissen nur, dass auch wir erwartet werden. Die Gestalten Edzard Schapers haben etwas Wartendes. Der Kaplan im Roman «Die Macht der Ohnmächtigen»¹ sagt es immer wieder. Für die Gestalt der Veronika bei Gertrud von le Fort gilt dasselbe: sie wartet auf den schweigenden Gott, bis es ihm gefällt, sich zu offenbaren.

Der sündige Mensch

Alsdann: das Böse. Der Christ wird vom Bösen bedrängt. Es kommt auf ihn zu mit übermässiger Gewalt. Es dringt auf ihn zu aus der äusseren Welt, aber es steigt auch aus dem Innern herauf und droht, von ihm Besitz zu nehmen. Abermals haben wir eine Grunderfahrung der Zeit ins Christliche gewandelt: der Ursprung des Bösen liegt in der gefallenen menschlichen Natur. Der Christ stützt sich auf die Aussage der Offenbarung, die ihm furchtbare Dinge enthüllt. Die Worte des Neuen Testaments haben für ihn ihr schweres Gewicht, das Wort vom «Fürsten der Welt» wird um nichts abgeschwächt. Die Gebetsformel vom Satan, der die Welt durchzieht, um die Seelen zu verderben, ist keine fromme Redensart, über die ein aufgeklärter Verstand lächeln zu dürfen meinte.

«In der Welt habt ihr Angst», steht an der Spitze eines der grössten Romane von Edzard Schaper. Die Welt ist tief gefal-

¹ Schaper Edzard: «Die Macht der Ohnmächtigen». Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten, 1952. 301 Seiten, Leinen Fr. 16.65.

len. Graham Greene stellt am Anfang seines Romans «Die Kraft und die Herrlichkeit» die Welt als ein sündenbeladenes Schiff vor, das dunkel durch das Weltall getrieben wird. Bei Mauriac heisst es einmal: «Die Pest ist in der Welt! Der Ausatz ist in der Welt!» Für den christlichen Dichter öffnen sich also die Abgründe, dunkle Schatten lösen sich von den Hintergründen der Welt. In seinem Roman «Le Mal» (in der deutschen Übersetzung «Die Sünde») lässt Mauriac das Böse in die Welt eines jungen Menschen einbrechen, der durch keine Behütung vor dem zeitweiligen Sturz bewahrt werden kann. In dem Roman von Elisabeth Langgässer «Das unauslöschliche Siegel»² werden die Mächte des Himmels und der Hölle gegeneinander in Bewegung gesetzt. In Paul Claudels «Der seidene Schuh»³ steht an entscheidender Stelle das eigentliche Motiv deutlich ausgesprochen: Engel gegen Dämonen! Das Böse ist also unter uns als eine furchterregende Realität.

In der Darstellung des Bösen gehen vor allem einige Ausländer bis an die Grenze des Möglichen. So Evelyn Waugh und Graham Greene, aber auch François Mauriac, der als der eigentliche Vater einer solchen Literatur gilt. Man versteht diese Dichter nicht, wenn man ihnen Freude an der Sensation unterschreibt. In der christlichen Dichtung gibt es keine Freude am Bösen. Wohl aber vernimmt man den Ausdruck pessimistischer Erfahrungen. Es ist bemerkenswert, dass der Teufel literarische Figur geworden ist.

Unge-sicherheit und Gefahr

Mit all dem hängt zusammen: der Mensch ist der Unge-sicherte und der Gefährdete, der Sünder und der Gestürzte. Daraus macht ein Dichter wie Bergengruen das eigentliche Motiv seiner Verse wie seiner Prosa. Die Gestalten seiner Romane und seiner Novellen erfahren fast alle, wie wenig sie vermögen. In der ungewöhnlichen Situation, in der übernormalen sittlichen Beanspruchung, in der «Zerreissprobe» versagen sie durchwegs, und gerade dem Selbstsicheren wird klar, wie gering seine Kräfte sind. Bergengruen stellt die Menschen in den Augenblick der Entscheidung; die auf sie losbrechenden Gewalten entreissen sie dem gewohnten Gleichmass des Lebens und verweisen sie auf die eigenen unerprobten Kräfte. Damit sie sich bewähren, müssen sie die Prüfung durch die ausserordentliche Situation bestehen. Aber der Gewinn ist heilsam: sie wissen am Ende mehr als vorher, was sie von sich zu halten haben. Es kann sein, dass aus dieser Erfahrung ihre ewige Rettung entspringt. In dem Roman aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, «Der goldene Griffel», steht am Schluss der bedeutungsvoll zusammenfassende Satz: «Er wurde geboren, fiel in Schuld, überantwortete sich der Gnade.»

Das besondere Problem der menschlichen Gefährdung sehen einige heutige Dichter in der Zuordnung des Menschen zur Macht. Sieht man von Bergengruen ab, so ist es das Problem, das Reinhold Schneider und Edzard Schaper gemeinsam haben. Im Besitz der Macht und deren Handhabung liegt für beide die schwerste menschliche Gefahr. Sie verführt zu Hybris, Missbrauch und Anmassung. Bei Schneider scheitern wohl alle, die im Besitz der Macht sind, auch wenn sie guten Willens sein mögen. Aber Macht ist nicht die einzige Quelle der Versuchung. Es gibt keine menschlichen Verhältnisse, die dem Durchbruch des Bösen unbedingt ein Nein entgegenstellen. Der Besitz ist eine andere Quelle des Verderbens, aber auch die Armut kann verführerisch sein. Der Umgang der Geschlechter ist eine weitere Ursache der Sünde. Dem Menschen bleibt es aufgegeben, in allem nur den schmalen Weg des Gesetzes zu gehen.

² Langgässer Elisabeth: «Das unauslöschliche Siegel». Roman. Claassen & Goverts, Hamburg, 1946. 529 Seiten.

³ Claudel Paul: «Der seidene Schuh». Josef Stocker AG., Buchhandlung, Luzern, 1945. 442 Seiten, Leinen Fr. 14.35.

Erscheinungen solcher Art führen uns auf zeitgeschichtliche Probleme. Es kann dabei sein, dass sich die Gegenwart an vergangenen Verhältnissen wieder erkennt. Die Rolle des Christen in dieser Welt, seine besonderen Aufgaben in Zeiten der Not beschäftigen die Gemüter. Gemeinsam ist dem modernen Erzählwerk das Bewusstsein der menschlichen Unzulänglichkeit, seiner misère statt seiner grandeur. Was soll er tun in einer Welt, in die das Böse, das Verworfene, das Unheilbringende mit grösserer Gewalt eingebrochen zu sein scheint als je? Das Problem stellt sich besonders einleuchtend in ausserordentlichen Situationen dar, die den Menschen in der Bedrängnis der Entscheidung zeigen. Vom Erlebnis der Macht und der Gefährdung durch sie wurde schon gesprochen. Zwei andere Beispiele von sehr verschiedenem Charakter mögen verdeutlichen, was gemeint ist.

In dem bekannten Roman «Das Schweisstuch der Veronika» von Gertrud von le Fort handelt es sich darum, wie der Christ angesichts des wachsenden Unglaubens seiner Umwelt sich verhalten soll; denn es könne, meint die Dichterin, vorausgesetzt werden, dass die Begegnung mit Gläubigen ein Glücksfall, die mit Ungläubigen die Regel sei. Soll der Christ seine eigenen Wege gehen und sich dadurch zu retten versuchen, oder soll er der ungläubigen Welt das eigene, ihm auch nur geschenkte Heil entgegentragen? Es ist selbstverständlich, dass sich die Dichterin für die zweite Möglichkeit entscheidet. Aber auch die Grenze ist gesetzt. Mitten durch die Menschenwelt verläuft die unüberschreitbare Grenze des Heils. Es ist heilsunmöglich, die sakramentale Welt der Stiftung Christi zu verlassen.

Das andere Beispiel ist der Eheroman «... und sagte kein einziges Wort» von Heinrich Böll⁴. Er ist konkret-realistisch im Sinne des modernen Erzählstils. Unter dem Druck ihrer Armut und des Wohnungselends haben sich Mann und Frau äusserlich voneinander getrennt, um jeder für sich das Leben leichter bestehen zu können. Aber die räumliche Trennung bringt nicht die erhoffte Erleichterung, sondern vermehrt das Elend. Keiner der Partner bricht die Ehe. Die Bewegungskräfte des Romans führen auf Annäherung und Wiedervereinigung von Mann und Frau. Dem Dichter ist es darum zu tun, die *offenbare und die verborgene Wesenlosigkeit der modernen Kultur* zu zeigen und sichtbar zu machen, in welcher Weise die Menschen ihr verfallen sind. Aufgewiesen wird die Scheinheiligkeit der Menschen, ihre Unzulänglichkeit wird gebrandmarkt, die Verbrämung der Kultur durch Fassade und Kulisse abgerissen. Heuchelei und Hartherzigkeit können sich ungehört den Mantel der Caritas umhängen. Das Christentum nimmt teil an der Armseligkeit der gegenwärtigen Welt, unterwirft sich ihr oder ist doch zu schwach, um ihr entgegenzutreten. Die Unzulänglichkeit des Christen zeigt sich an der Gewinnsucht des Kaufmanns, an der büromässigen Erledigung von Bittgesuchen, an den leeren Formen christlicher Haltung gegenüber allen Mitmenschen.

Selbstkritik des Christen

Und damit kommen wir zu einem neuen Punkt: die Kritik des Christen an sich selbst. Er geht heftig mit sich ins Gericht. Er weist den tiefen Widerspruch auf zwischen Sein und Tun, Bekennen und Handeln, zwischen der zum wahrhaft höchsten Dasein auffordernden Berufung und dem elenden Leben in der Wirklichkeit, zwischen dem christlichen Anspruch, zu den Auserwählten zu gehören, und der Praxis des Alltags, in der das Ärgste geschieht. *Hier muss wiederum das ausländische Schrifttum herangezogen werden, insbesondere das der Franzosen.* François Mauriac richtet sein Werk fast ausschliesslich auf der Selbst-

⁴ Böll Heinrich: «... und sagte kein einziges Wort». Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 1954. 215 Seiten.

kritik des Christen auf. Der christliche Schriftsteller leidet an der eigenen und der fremden Unheiligkeit, an der Bitterkeit und Unvollkommenheit der Zeit, am blossen Schein christlichen Lebens. Wieviel unheilvolle Verkleidungen: Lieblosigkeit kann sich in Liebe, Herrschsucht in Demut, Treulosigkeit in Treue verbergen. Mauriacs Roman «Die Pharisäerin» («La Pharisienne») ⁵ handelt «von Menschen, deren Beruf es ist, tugendhaft zu sein und einem Bild, einem Trugbild, nachzuleben, das sie für den Inbegriff gottgefälligen Lebens halten. Sie erwähnen Gott, aber Gott erwähnte vielleicht nicht sie, und so fügen sie sich und ihren Mitmenschen unsägliche Qualen zu, denn sie wissen nicht, dass Gott die Liebe ist, und gehen mit aufeinandergebissenen Lippen an den Leiden derer vorüber, denen die Liebe Gott ist. In ihrer rechthaberischen Selbstzufriedenheit vermehren sie noch die Leiden der Kinder Gottes.» Menschen solcher Art reden von Gott, aber denken nur an sich, sie verlangen Vertrauen und Unterwerfung unter ihren unmassgeblichen Willen um jeden Preis. Sie glauben, die Liebe lenken zu dürfen und Ehen stiften zu müssen und werden Peiniger der Untergebenen und der von ihnen Abhängigen. Sie sind mit dem Willen Gottes auf das genaueste vertraut und würden es nicht verstehen, wenn Er anderer Meinung ist als sie. Sie sind immer mit angelernten Sprüchen und theologischen Weisheiten zur Hand, ahnen jedoch nicht, wie weit sie vom Himmel entfernt sind.

Der Wille zum Unbedingten

Erkenntnisse solcher Art fordern zum entgegengesetzten Verhalten heraus – die christliche Literatur unserer Zeit ist erfüllt vom Willen zum Unbedingten. Es gibt die Kämpfer und die Eifernden, es gibt auch die Leidenden und die sich Opfern. Der Wille zum Unbedingten erfüllt oft diejenigen besonders stark, die sich einmal mit den Mächten des Bösen eingelassen hatten. Die Gestalten von Léon Bloy sind von dieser Art. Der Wille zum Unbedingten schliesst leicht das grundsätzliche Nein zu dieser Welt und ihren Freuden ein. Bei Bloy ist die Armut die Vorbedingung zur Heiligkeit. Meist geht der Umkehr eine religiöse Erschütterung voraus; sie kann bewirkt werden durch die Begegnung mit einem heiligmässigen Menschen, durch eine Stätte der Verehrung wie Lourdes oder La Salette. Claudels Drama hat den *Heroismus der Sühne* zum Gegenstand. Im «Bürgen» ist es die Gräfin Syngé, die ein Leben eines sinnlos scheinenden Verzichtes auf sich nimmt, um Grösseres zu beschützen; in der «Verkündigung» nimmt eine der schönsten Gestalten des Dichters, Violaine, den Aussatz auf sich, um ein Leben der Busse und der Sühne zu führen.

Allerdings hat dieser Wille zum Unbedingten auch seine eigenen Gefahren. Im Hintergrund lauern abermals verderbliche Mächte: der Stolz, der Hochmut, selbst die Häresie. Irrlehren in der Kirchengeschichte sind entstanden aus Mangel an Mass. Der *eifernde Priester*, der die Realitäten der Welt übersieht, spielt im gegenwärtigen Roman eine verhältnismässig grosse Rolle. Manchmal steht er am Rande des Scheiterns oder ist bereits ein Gescheiterter (bei Andres, Bernanos, Caccioli).

Sicher erklärt sich die Neigung zur Radikalität aus dem eschatologischen Bewusstsein der unmittelbaren Nachkriegszeit. So wichtig es ist, einer schon wieder der Erschlaffung anheimfallenden Zeit den Stachel ins Fleisch zu senken, so gehört zum christlichen Denken jedoch auch das Masshalten und die Ermahnung, in Realitäten zu denken.

II.

Christliche Weltfreunde

Dies alles setzt im Grunde ein sehr pessimistisches Grundverhalten gegenüber der Schöpfung und ihrer «Krone», dem Menschen, voraus.

⁵ Mauriac François: «Die Pharisäerin». Roman. Steinberg-Verlag, Zürich, 1946. 300 Seiten, Leinen Fr. 13.30.

Im Gegensatz zu dieser Verneinung der Welt und der Überbewertung des Bösen aber gibt es auch eine christliche Weltfreude. Im Gegensatz zu dem bisher Gesagten beruht sie gerade auf dem Vertrauen, dass Gott unter uns anwesend ist und dass die Welt ihr «Gottgeheimnis» besitzt. Freude in und an der Welt kann es überhaupt nur geben, insofern man sie in den Händen Gottes weiss. Jede andere Haltung führt zur Verdüsterung.

Die Weltfreude des Christen zeigt sich in zwei Formen: als Freude an den Schöpfungen des menschlichen Geistes und als Freude an der Natur und dem Naturgewachsenen.

Im ersten Fall nimmt der Christ teil an allem Schönen und Bedeutenden, was jemals aus den Gedanken und den Händen eines Menschen entstanden ist, in der Überzeugung, dass viele Menschen naturaliter christlich sind, ohne es dem Bekenntnis nach oder durch die Taufe zu sein. Die Freundschaft zu Goethe ist heute manchmal ein Zeichen kulturfreudigen Christentums. Es geht darum, Tradition zu bewahren, Vergangenes in Hut zu nehmen, das Gefährdete und Bedrohte zu beschützen. Der Christ unserer Tage gehört zu den bewahrenden Geistern. So kommt es, dass manche (wie *Hugo von Hofmannsthal*, *R. A. Schröder*, *Otto von Taube*) sich bemühen, das Erbe der Vergangenheit in eine Zeit hinüberzuführen, die so gern einen ganz neuen Anfang setzen möchte.

Auf der anderen Seite haben wir die Freundschaft zum Volksmässigen, Naturgewachsenen, Bäuerlichen, in das das Göttliche eingesenkt ist; das menschlich Gute hat den Vorrang vor dem Bösen; es ist zwar immer gefährdet, aber zum guten Ende bestimmt. Man muss hier nur an *Peter Dörfler*, *Heinrich Federer*, *Karl Heinrich Waggerl* und *Paula Grogger* denken. Der natürliche Ablauf des Jahres, verbunden mit den kirchlichen Festen, die heitere Gelassenheit neben dem unerbittlichen Ernst, Straffung und Lockerung weise nebeneinander: das ist die Welt des katholischen Glaubens. Wir dürfen nicht vergessen, dass aus solchen Anschauungen heute die umfassendste, weil unverkürzte Menschengestaltung kommt. Man denke nur an Dörflers Roman «Apollonia» oder an die Weltfülle in den Erzählungen von Stefan Andres. Dichter sind nach Bergengruens schönem Wort «Offenbarmacher ewiger Ordnungen». Die «heile Welt» ist zwar nicht unter uns verwirklicht, aber sie reicht doch zu uns herab.

Erlebnis des Mysteriums

Es gibt aber noch andere Zeichen für das Erlebnis der christlichen Fülle. Es ist das des *Einbruchs der Gotteswelt in unser Leben*. Es umfasst das Innesein des Mysteriums des Glaubens, die Seligkeit des neuen Lebens, die Hoffnung auf Auserwählung und Rettung. *Es fällt auf, dass diese stauende Verwunderung vor der christlichen Glaubens- und Heilsfülle, das buchstäblich atemlose Anhalten angesichts der Gotteswelt insbesondere von Konvertiten bezeugt wird.*

Immer wieder wird uns gesagt, dass am Rande der Verzweiflung die Stimme Gottes vernehmbar geworden ist. Man muss sich vergegenwärtigen, was es für einen suchenden Menschen bedeutet, wenn er inmitten seiner durch so viele Ursachen hervorgerufenen und übermächtig gewordenen Einsamkeit von dem Blitz getroffen wird, der ihn zu Boden wirft. Wer dies erlebt, steht vor ungeheuren, unbegreiflichen Dingen. Eines der wesentlichen Motive in der gegenwärtigen Literatur besteht darin, die Erhabenheit dieser Gotteswelt immer wieder darzustellen. Das ist die Entdeckung Gottes in der jüngeren Dichtung. Ein frühes, unvergessliches Zeugnis bieten die «Hymnen an die Kirche» von *Gertrud von le Fort*.

Unter den Jüngeren ist in diesem Zusammenhang wohl niemand mit solchem Nachdruck zu nennen wie *Edzard Schaper* mit seinem ganzen Werk. Er erklärt in aller Deutlichkeit: Er möchte nicht verstanden werden wie ein Wissender dieser Welt, der die selbstgewonnene Einsicht durch eine neue, höhere erweitert oder ergänzt sieht, sondern als ein Demütiger, der allein der Gnade der Offenbarung die Teilhabe an einem andern Leben verdankt. Hier wie in so manchem anderen Fall handelt es sich um eine wahrhafte Wiedergeburt aus dem Geiste, um die Schenkung eines neuen Daseins, um eine Verwandlung aus der Kraft der Gnade. *Wer den Christen in der modernen Literatur betrachtet, muss vor allem vor solchen Erscheinungen stille stehen.* Alles menschliche Tun, auch die Problematik des Tages, die vielen Konflikte des Lebens werden gleichsam hineingezogen in eine neue Ordnung. Schapers No-

vellen spiegeln ein Christentum, das sich überwältigt weiss von der göttlichen Wirklichkeit der Welt, von dem Glanz der Offenbarungsfülle, die sich den geöffneten Seelen mitteilt, von dem Zusammenbruch der im Wahn erzeugten menschlichen Konstruktionen, von den offenbaren Sühnen, Zurechtweisungen, Missbilligungen und Untergängen, den sichtbaren Segnungen im alltäglichen wie im ausserordentlichen Vorfall. In «Der grosse offenbare Tag»⁶ wird ein junger sowjetischer Lästler durch ein dramatisches Ereignis von ungeheurer Gewalt wieder zu sich selbst gebracht (wenigstens bis zu der Stelle, wo dem erschütterten Zuschauer die Ahnung darüber aufgeht, dass diesem über einen Abgrund gehobenen Menschen im Tode die verzeihende Hand Gottes entgegengehalten wird); im «*Stern über der Grenze*»⁷ leuchtet Kindern ein heller Schein aus dem Schrecken in ein Land der Sicherheit; im «*Mantel der Barmherzigkeit*»⁸ erfährt der finnische Baron nach Jahren durch den Zwang zur Sühne die Rechte Gottes unter den Unrecht tuenden Menschen. In der dienenden Hingabe des Menschen an Gott ist die «*Macht der Ohnmächtigen*» begründet. Der Ruf an den Menschen ergeht oft in der «*Neunten Stunde*»⁹. In zwei dramatischen Gesprächen dieses Titels geht der Dichter den Berichten über Nikodemus und Simon von Kyrene nach. Dem einen wird durch das nächtliche Gespräch mit dem Herrn aufgegeben, alle Weisheit des Lebens von sich abzutun, sein Lehrgebäude, um dessentwillen er der bewunderte Lehrer der jüdischen Jugend ist, als unnütz und falsch zu widerrufen und sich um der Wahrheit willen den Pharisäern entgegenzustellen. Im andern Falle wird ein Mann von der Strasse in das Heilsgeschehen einbezogen, der einfachste Mann wird der Bevorzugte der Auserwählung, und indem er ergriffen wird, sagt er Ja zu dem, was mit ihm geschieht.

Die sakramentale Welt

Der Christ würde diese seine Gotteswelt nicht verstehen, wenn er sie nicht sakramental erlebte. Dass das Sakrament Gegenstand der Dichtung wird, ist ein Wagnis, das nur dann gelingen kann, wenn die Dichtung selbst ihrer Ausdrucksmittel sicher ist. Seit dem Barock konnte davon nicht mehr die Rede sein. *Es ist wichtig zu erkennen, dass das Sakrament mit seiner ganzen Kraft, man möchte sagen: mit der ganzen Wucht des göttlichen Einbruchs in unsere Welt erfahren und dargestellt wird.*

Bekannt ist *Elisabeth Langgässers* Roman «Das unauslöschliche Siegel»; es ist der Roman um das Sakrament der Taufe. Die Taufe ist den Menschen eingepägt; sie bringt sich der Gestalt der Mitte, Lazarus Belfontaine, immer wieder in Erinnerung, sie mahnt ihn inmitten des verkommensten Lebens an sein ewiges Ziel, sie bewirkt den Durchbruch, als er, auf langen Wanderungen vorbereitet, zum Heimweg berufen wird.

Das Sakrament der *Ebe* spielt in den Romanen von *Sigrid Undset* eine bedeutende Rolle; es ist das Zeichen der Ordnung, das inmitten der heidnischen Wildnis der Germanen aufgefällt wird. Claudels «Seidener Schuh» ist neben allem andern, was in dem grossen Werk katholische Verkündigung ist, das Drama der christlichen Ehe.

Am auffälligsten ist das Erscheinen des *Priesters* in der modernen Literatur. Die Phantasie der Gegenwart ist mit seinem Auftrag beschäftigt und mit der Frage, wie er ihn bewältigt. Im wesentlichen lernen wir ihn in zwei Erscheinungen kennen als den Eiferer und als den Gütigen und Lebenskun-

⁶ Schaper Edzard: «Der grosse offenbare Tag». Verlag Jakob Hegner, Köln & Olten. 2. Auflage 1952. 106 Seiten, kart. Fr. 4.90.

⁷ Schaper Edzard: «Stern über der Grenze». Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten, 5. Auflage 1954. 61 Seiten, Leinen geb. Fr. 4.40.

⁸ Schaper Edzard: «Der Mantel der Barmherzigkeit». Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten, 1953. 146 Seiten, Leinen Fr. 8.10.

⁹ Schaper Edzard: «Um die neunte Stunde oder Nikodemus und Simon». Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten, 1953. 170 Seiten, Leinen Fr. 9.80, kart. Fr. 6.80.

digen. Bei Reinhold Schneider und bei Edzard Schaper ist der Geistliche derjenige Mensch, der durch die Kraft des Gebetes die Welt überwindet.

Angesichts der Not und der Sorgen unserer Zeit ist die *Hinwendung zur christlichen Wirklichkeit in der Literatur ein Ele-*

ment der Hoffnung. Auch diese Hinwendung gehört zu den Wandlungen, denen unsere Zeit unterworfen ist. Wir werden sie nicht überschätzen, aber sie ist doch da. Sie lässt uns trotz aller Zweifel mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Wilhelm Grenzmann, Bonn.

Österreichische Schulfrage

Nicht nur jene sechs delegierten Fachleute, darunter der österreichische Unterrichtsminister Dr. Kolb, atmeten erleichtert, wenn auch überrascht, auf, als ihre Verhandlungspartner, einige sozialistische Mandatäre und Schulleute, mit einer gewissen Nonchalance die grösste Konzession seit Jahren machten und damit den geradezu schon langweilig gewordenen, wochenlangen Verhandlungen um ein neues österreichisches Schulgesetz wieder neuen Sinn zu geben schienen. Nach einem kleinlichen Feilschen um nebensächliche Fragen, wie etwa um die Tagesordnung der informativen Beratungen, erklärten sie sich schliesslich bereit, der Zahlung von 306 Lehrern an katholischen und von acht Lehrern an evangelischen Privatschulen durch den Staat zuzustimmen.

Diese Zustimmung stellte für die Vertreter der ÖVP bei den Schulverhandlungen, die wohl nicht parteiamtlich, jedoch in persona den Standpunkt der katholischen Lehrerschaft vertraten, einen ersten Erfolg nach Jahren dar, die man auf beiden Seiten eifrig dazu benützt hatte, die beiden grossen, einander diametral gegenüberliegenden Meinungen über die Form des Schulunterrichts zu erörtern und sich dabei so gründlich festzufahren, dass die Einigung auch nur in einem Punkt ferner denn je schien. Allzu oft hatten die parlamentsreifen Konzepte zu einem neuen Schulgesetz in christlichem Geist den Verfechtern der «interkonfessionellen Simultanschule» nur ein mitleidiges Lächeln und den Hinweis auf den gemeinsamen Koalitionskarren abringen können, und man hörte da und dort schon laut die Meinung, es sei besser, unter einem schlechten Provisorium zu leiden als einem Schulgesetz zuzustimmen, das auf Jahrzehnte die Gewissensfreiheit aufbehalte.

Die Überraschung der verblüfften Kommentatoren stieg, als wenige Tage nach der ersten Konzession – während in den Spalten der Linkspresse ein Angriff nach dem anderen gegen die Privatschulen rollte – Stadtrat Zechner, der sich in Wien mit der Propagierung der Koedukation in den Pflichtschulen einen gewissen Ruhm und zahllose Feinde erworben hatte, durchblicken liess, dass man *das Lieblingsprojekt* der SPÖ, die Zusammenfassung der bisherigen Mittelschule und der bisherigen Hauptschule (früher Bürgerschule genannt) zu einer neuen Einheitsmittelschule unter Umständen fallenzulassen bereit sei.

Drei Wochen später war es aber dem Letzten der Schulleute klar, welche Umstände es waren, die die Haltung der Sozialisten beeinflussen würden. Unmissverständlich und in dem Bewusstsein, mit ihren jüngsten Konzessionen die anderen in die Falle bekommen zu haben, erklärten die Sozialisten plötzlich, dass das bisherige Gespräch – über das neunte Pflichtschuljahr, die wenigstens teilweise Unterstützung konfessioneller Schulen und über die Frage der Untermittelschulen – nur Randgebieten der Schulfrage gewidmet gewesen sei. Die dabei von den Sozialisten an den Tag gelegte «Freundlichkeit» wäre jetzt, bei der Beratung der wesentlichen Punkte, von den bürgerlichen Vertretern zu erwidern. Um jeden Zweifel auszuschliessen, fügte der erwähnte sozialistische Stadtrat Zechner hinzu: «Selbstverständlich kann die Zustimmung unserer Seite zur Bezahlung von 314 Dienstposten an konfessionellen Privatschulen nur unter der Voraussetzung aufrecht erhalten werden, dass in allen Punkten des neuen Schulgesetzes, vor allem aber

in der *Lehrerbildung*, eine Einigung erzielt wird.» Angesichts dieser Äusserungen klappten die «einsichtigen Vertreter» auf der Gegenseite resigniert ihre Aktenmappen zu.

Missmutig brummte der kummergewohnte österreichische Regierungschef, Kanzler Raab, etwas von «Politiker-die-eingebrockte-Suppe-auslöffeln», als der Unterrichtsminister einen knappen, vom Fachleutekomitee verfassten Bericht vorlegte, aus dessen schonungslosen Formulierungen die Verlegenheit der Teilnehmer an den gescheiterten Verhandlungen sprach. Man hatte zwar so etwas wie eine Basis eines neuen Schulgesetzes in dem alten Schulgesetzentwurf Glöckels vom Jahre 1933 (5. März) gefunden, aber gleichzeitig die Unmöglichkeit erkannt, die alten und auch veralteten Paragraphen wieder zu Gesetzen zu machen. Mit einer Klausel, derzufolge «im notwendigen Ausmass Neutextierungen des Schulgesetzentwurfes vorgenommen werden müssten», hatte man sich zwar um die Kernfragen nicht sehr elegant, aber für den Augenblick doch gedrückt.

Der dem Kanzler vorgelegte Bericht – das jüngste Blatt in dem Dossier der Schulfrage – wies jedoch auch auf Erfolge hin: die erwähnte Unterstützung der Privatschulen und die Einigung über die Einführung eines neunten Pflichtschuljahres spätestens mit Beginn des Schuljahres 1958/59. «Die stärksten Gegensätze zeigten sich», heisst es dagegen weiter, «bei der Diskussion über die Lehrerbildung, wo die Ansichten der Parteivertreter jede Einigung ausschlossen.»

Diese die Einigung ausschliessenden Ansichten stellen das Produkt zahlreicher Meinungsäusserungen auf beiden Seiten und irgendwo auch einen konzentrierten Abriss der Geschichte der österreichischen Schulreform dar. Bereits unmittelbar nach Kriegsende herrschte in parlamentarischen Kreisen Österreichs Klarheit darüber, dass der Schulsektor ebenso wie andere Gebiete des staatlichen und privaten Lebens einer gesetzlichen Neuregelung bedürfen. Das politische Klima war zu dieser Zeit als neutral zu bezeichnen, die Sorge um die unmittelbare Existenz des Volkes liess manches unbeachtet, was vor dem Krieg Klüfte aufgerissen hatte. Zudem herrschten im österreichischen Parlament klare Mehrheitsverhältnisse, die wohl nicht eine oktroyierte Lösung ermöglicht, jedoch die Verhandlungspartner wesentlich gefügiger gemacht hätten.

Der Frage des österreichischen Schulgesetzes war, ebenso wie der des Ehe- und des Familienrechtes, ein trauriges Los beschieden: Sie wurde zu einem Opfer politischer und auch weltanschaulicher Hemmungen einerseits und einer Entwicklung andererseits, die heute vielfach als Ergebnis des jahrelangen «Winterschlafs» der bürgerlichen, katholischen Kreise angesehen wird. Die einigermassen erwachten Antimarxisten sahen dann 1953 ihre Mehrheit beträchtlich zusammengeschrumpft – eben diese Mehrheit, mit deren Hilfe sie die erwähnten Anliegen zu erledigen fähig gewesen wären. Das österreichische Volk einschliesslich der Sozialisten, deren Führung in den ersten Nachkriegsjahren bei weitem nicht so störrisch war wie heute, da sie die Mehrheit wittert, wäre bei einigem Takt für manche katholische Lösung nicht nur aufgeschlossen, sondern sogar dankbar gewesen.

Jeder Fortschritt in der Schulfrage im Sinne der Katholiken kann als ertrotzt bezeichnet werden. Erst im März 1953 wurde

den katholischen Privatschulen das Öffentlichkeitsrecht auf Dauer verliehen, was vor 1938 selbstverständlich gewesen war. Man hatte zwar gleich nach 1945 erkannt, dass das von den Nationalsozialisten errichtete staatliche Schulmonopol nicht aufrecht erhalten werden konnte, andererseits waren aber jene Kräfte bedeutend, die die katholische Schule bloss geduldet sehen wollten.

Wenn von katholischer Seite auch kontinuierlich auf das den Katholiken in der Schulfrage zugefügte Unrecht hingewiesen wurde, muss doch das Jahr 1953 als ein Jahr des Durchbruchs bezeichnet werden. Auf einer Delegiertentagung der Katholischen Lehrerschaft Österreichs Anfang September in Wien wurde angesichts höchster Vertreter des Staates festgestellt, dass das österreichische Schulrecht grösstenteils keine gesetzliche Grundlage mehr habe, da es ein von zahllosen deutschen Vorschriften durchlöcherteres und überälteres Gesetzeswerk darstelle. «Die Schule ist zu einem unkontrollierbaren Gebilde nicht ausgesprochener politischer Absichten geworden», erklärte damals der Sprecher der Katholischen Lehrerschaft und nannte damit einiges, worüber man nicht gerne sprach, beim richtigen Namen.

In einer Resolution formulierten damals die katholischen Lehrer ihre Forderungen, die sich kaum besser ausdrücken lassen: «Die katholischen Lehrer Österreichs», heisst es darin, «fordern nach wie vor: 1. Die Verankerung der weltanschaulichen Freiheit und Gleichberechtigung im Schulgesetz, so dass die Eltern ohne zusätzliche Kosten jene öffentliche Schule für ihre Kinder wählen können, die ihrer Weltanschauung entspricht. 2. Es muss den Lehrern grundsätzlich freistehen, die Schulart ihrer Weltanschauung zu wählen. 3. Unter Berücksichtigung der Eigenart der verschiedenen Schularten ist ein einheitlicher Rahmenlehrplan... für alle öffentlichen Schulen zu erstellen. 4. Wo die Koedukation schulorganisatorisch vermeidbar ist, hat sie unbedingt zu unterbleiben. 5. Das Schulwesen braucht eine solide Bildungsgrundlage in einer fünfjährigen Volksschule... Die österreichische Lehrerbildung erfahre endlich den Ausbau zur Vollenstanz einer sechsjährigen Lehrerbildung.»

Den Forderungen der katholischen Lehrerschaft bezüglich der Lehrerbildungsanstalten haben sich inzwischen die Lehrerbildner an allen Anstalten Österreichs vollinhaltlich angeschlossen. Konkret schlägt man vor, die bestehenden und bewährten Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten zu sechsjährigen Akademien auszubauen. Die ersten vier Jahre beruflicher Ausbildung schliessen mit einer Art Reifeprüfung ab, die die Hochschulberechtigung beinhaltet. Ein zweijähriger «Oberbau» hätte dann die besondere berufswissenschaftliche und berufspraktische Ausbildung zu vermitteln und das Studium mit der ersten Lehramtsprüfung zu beenden. Mit den Lehrerbildungsanstalten sollen Übungsschulen verbunden werden. Gleichzeitig sollen auch Absolventen der allgemeinen Mittelschulen die Möglichkeit erhalten, nach Ablegung einer pädagogischen Eignungsprüfung in die Lehrer- und Lehrerinnenakademien aufgenommen zu werden.

Diesem Vorschlag gegenüber fordern die Sozialisten die absolute Trennung der Allgemeinbildung von der Berufsbildung und die Schaffung eines selbständigen zweijährigen pädagogischen Instituts in jedem Bundesland. Die vorausgehende Allgemeinbildung soll in der Regel in einem neuen Typ einer sozialpädagogischen Oberschule erfolgen. – Die Konsequenzen des sozialistischen Entwurfs liegen klar auf der Hand: Der Lehrer, bzw. die Lehrerin, würde nicht mehr wie bisher in einem mehr oder weniger geschlossenen Seminar auf ihre grossen pädagogischen Aufgaben vorbereitet werden, sondern den Beruf an verschiedenen Anstalten etwa wie ein Handwerk erlernen. Die Erziehung der Lehrerpersönlichkeit, die Bildung von Lehrercharakteren, wie sie die Jugend in einer vermateriellierten Zeit so bitter benötigt, würde dabei erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Und, als gefährlichste Erschei-

nung: Der Lehrer selbst würde, weltanschaulich unsicher und charakterlich noch ungefestigt, anfälliger gegenüber den Einflüssen eines auf marxistischer Seite militanten Materialismus werden und diese Strömungen vielleicht unbewusst auf die ihm anvertraute Jugend reflektieren. Hier offenbart sich auch der letzte Grund der Hartnäckigkeit der österreichischen Sozialisten gerade in diesem Punkt: Die Chance, der marxistischen Lehre eine Bresche auf dem flachen Land zu schlagen – der vielzitierte «Einbruch ins Dorf» –, kann angesichts des Konservatismus der österreichischen Landbevölkerung nur in einer Beeinflussung der Jugend liegen. Kein Schulgesetz aber, und sei es von einer klaren marxistischen Mehrheit beschlossen, wird eine Erziehung der Jugend im Geist des Materialismus bewirken können, solange der einfache Dorfschullehrer aus einer katholischen Lehrerbildungsanstalt kommt. Die gleichen Motive hindern die österreichischen Sozialisten – und nicht nur die österreichischen – daran, die Schule der freien Elternwahl zu konzedieren, wenn auch immer Argumente der Finanzierung in den Vordergrund geschoben werden.

Nicht weniger deutlich sind die Vermassungstendenzen in der Frage der Zusammenlegung der Schulen für die 10- bis 14jährigen. Mit einer nicht humorlosen Wendung hat der österreichische Unterrichtsminister seinen Standpunkt in dieser Frage präzisiert und die wahren Beweggründe der Gegenseite genannt. Er zerpfückte auf einer familienpolitischen Tagung (im Januar 1954) die Einwände der Sozialisten, die behaupten, die demokratische Gleichheit erfordere die Einheitsschule, und die heutige Mittelschule hätte Standescharakter. Der Minister fügte hinzu: «Viele der grossen Männer in der Geschichte sind gross geworden, obwohl, oder sogar, weil es keine Einheitsschule gegeben hat. Wir können nicht für eine Gleichheit im Sinne der französischen Revolution eintreten, die es recht einfach gemacht hat: Hatte einer das Unglück, mit seinem Kopf die Masse zu überragen, so wurde er eben gleichgemacht, indem man ihm den Kopf abgenommen hat.»

Dieses zähe Ringen im Grundsätzlichen erhält seine Beleuchtung durch eine Reihe von Ereignissen, die in Österreich in den letzten Monaten Platz gegriffen haben. Um eines herauszugreifen: Nachdem eine zufällige Mehrheit (SPÖ und VdU) im Salzburger Landtag eine bescheidene, auf Bitten von Erzbischof Rohracher für die katholischen Privatschulen im Lande beantragte Subvention verweigert hatte, fühlte sich der Metropolit entgegen dem sonstigen Brauch veranlasst, «fernab aller Polemik und Politik» ein «aufklärendes Wort» an die Öffentlichkeit zu richten. In einer Publikation stellt der Erzbischof in scharfen Formulierungen fest, dass das Recht, die Jugend zu erziehen und zu diesem Zweck Schulen zu errichten und zu betreiben, vor allem bei der Kirche als gottgewolltem Erziehungsträger und bei den Eltern liege. Diesen stehe der Staat subsidiär zur Seite. Ferner weist der Oberhirte darauf hin, dass der Staat, müsste er die katholischen Schulen im Lande erhalten, fünfzigmal mehr auszugeben gezwungen wäre, als die beantragte Subvention betrug. Die Abwürgung der Privatschulen müsse vermieden werden und es ginge nicht an, dass der Staat mit den Privatschulen geradezu ein Geschäft mache. Der abschliessende Aufruf des Erzbischofs, die verweigte Subvention auf dem Spendenweg aufzubringen, war durchaus konkret aufzufassen. In diesen Tagen hat Dr. Rohracher angeordnet, dass das Ergebnis der Osterkollekte in der Erzdiözese den Privatschulen zugewendet werden soll. Zum ersten Mal hat also ein Bischof zu einer so konkreten Frage des Schulproblems Stellung genommen.

Die Betrachtung der österreichischen Schulfrage durch die Brennlinsen etwa der Vorgänge in Niedersachsen zeigt, dass sich das Problem in Deutschland doch vielschichtiger darbietet. Dort herrscht, wie gerade in den letzten Tagen aus verschiedenen Stellungnahmen zu ersehen ist, auf der antimarxistischen Seite keineswegs eine einheitliche Auffassung über den Weg, den die Schule gehen soll. Die beiden grossen Reli-

gionsgemeinschaften sind noch nicht so weit gelangt, ihre Wünsche zu koordinieren und dem Gegner, gleichwohl dem weltanschaulichen wie dem liberalen Widersacher, eine klare Front zu bieten. In Österreich dagegen gibt es nur zwei grosse Stimmen – ein Umstand, der die Verhandlungen an sich unbestreitbar erschwert, umso mehr, als die Sozialisten neuerdings versuchen, die Schulfrage auf eine internationale Ebene zu verlagern. In der am 31. März beendeten Plenarversammlung der «Politischen Jugend Europas» im Wiener Parlament wurde u. a. ein von der sozialistischen Fraktion eingebrachter Antrag durch einen parlamentarischen Trick des Vorsitzenden angenommen, demzufolge die interkonfessionelle Erziehung, und nur die interkonfessionelle Erziehung, zu fördern sei. Bekanntlich ist der Vorsitzende des erwähnten Forums der sozialistische Nationalrat Peter Strasser.

Das so negativ gezeichnete Bild von der österreichischen Schulfrage wäre jedoch nicht echt, wollte man die Anzeichen einer gewissen Bereitschaft zum Finden der Lösung übersehen.

In verschiedenen Publikationen der letzten Tage scheint die Ankündigung auf, dass das Schulproblem «nach Erledigung dringender Gesetzesvorlagen – Familienlastenausgleichsgesetz usw. – einer Lösung zugeführt werden wird». Inzwischen ist auch ein politisches Komitee zur Behandlung der Schulfrage zusammengetreten.

Ohne Zweifel wird die endgültige Lösung des österreichischen Schulproblems ein Kompromiss darstellen. In Anbetracht der frostigen Atmosphäre in der Regierungskoalition werden die Sozialisten jedoch mehr Zugeständnisse denn je verlangen. Und irgendwie fürchten die Katholiken, dass die Vertreter der bürgerlichen Seite bei den Verhandlungen wie in vielen Fällen während der letzten Jahre bereit sein werden, ein gestrichen Mass sogenannter unabdingbarer Forderungen auf dem Altar der Koalition zu opfern. Schliesslich – und die Sozialisten sind Meister des Junktims – hat die Volkspartei auch andere weltanschauliche Anliegen – eines wird dabei allzu leicht aufgegeben.

A. F. Klima, Wien

Ex urbe et orbe:

Die katholische Kirche in Latein-Amerika

Die portugiesisch geschriebene Zeitschrift «Latinoamerica», die in Mexiko erscheint, bringt gut informierte Artikel über die religiöse Lage dieses heute in vollem Umbruch befindlichen Kontinents, der uns vielfach fremd ist, aber mit jedem Jahrzehnt mehr sich in die zur Einheit verschmelzende Welt einfügt. Da es sich um Länder handelt, deren Bevölkerung zu fast 90% katholisch ist, deren Regierungen aber oft mehr oder weniger laizistischen Tendenzen huldigen, sollten die Probleme dieses Erdteils voller Gefahren, aber auch voller Hoffnungen das besondere Interesse aller Katholiken finden.

Greifen wir einige Probleme heraus, die im Jahrgang 1953 behandelt wurden.

Das Problem aller Probleme

Der allgemeine *Priestermangel* kommt gleich in zwei Artikeln zur Sprache (Juli und August). Der erste stammt von hoher kirchlicher Stelle, dem Bischof von Quito, der die Rekrutierung von Priestern und Ordensleuten als «*Problem aller Probleme*» der Kirche in Lateinamerika bezeichnet. Von den 154 342 000 Bewohnern Lateinamerikas sind 137 139 215 katholisch (88,8%). Sie verteilen sich auf ein Gebiet von 20 656 000 km². Zu ihrer religiösen Betreuung stehen nur 26 612 Priester im Dienst. Auf einen Priester entfallen 5153 Katholiken und im Durchschnitt 776 km². Dabei ist ein starkes Anwachsen der Bevölkerung vor allem durch Einwanderung zu beachten: so zum Beispiel in Brasilien jährlich 1 000 000; in Mexiko 500 000.

Dieses Problem, so betont der zweite Artikel, scheint, menschlich gesprochen, völlig ausweglos. Dennoch bezeichnet er eine «alarmierende Haltung» als unangebracht. Die Kirche habe sich in ähnlichen Lagen noch immer durch die *Mithilfe der Gläubigen* zu helfen gewusst. Die Briefe und das Vorgehen der Apostel beweisen es. Gott selbst hat nach der Heiligen Schrift die Mitwirkung der Laien angeregt und gefördert: man denke an Ananias und Paulus; an Cornelius und Petrus. Jedes Jahrhundert weise Legionen von Laienhelfern auf. Besonders in Zeiten der Verfolgung hätten sich noch immer Massen von Katholiken mit Gefährdung des eigenen Lebens den Seelenhirten zur Verfügung gestellt. Heute gelte es, diese Erfahrungen der Kirche auf die spezielle Lage Lateinamerikas anzuwenden.

Vielleicht denken wir Katholiken Europas, bei denen im

Durchschnitt 1000 Katholiken auf einen Priester entfallen, zu wenig an diese Lage Lateinamerikas, wenn wir des Papstes Aufrufe zum Laienapostolat in der Katholischen Aktion vernehmen.

Dass nun die Kirche in diesen Ländern nicht einfach in südländischer Lethargie alles treiben lässt, sondern der Hl. Geist in den Herzen seiner Gläubigen auch dort wirksam ist, zeigen zwei weitere Beiträge der «Latinoamerica» vom November 1953, die sich mit Argentinien und Chile befassen:

Argentinien

In den letzten 25 Jahren wurden in Argentinien die kirchlichen Sprengel verdoppelt; von elf im Jahre 1929 auf heute sieben Erzbistümer und 16 Bistümer. Im gleichen Zeitraum verdoppelte sich die Zahl der Pfarreien von 563 auf 1086 und die Zahl der Priester von 2182 auf 4106. Vor allem seit dem Eucharistischen Kongress vom Jahre 1934 in Buenos Aires hat das katholische Leben Argentinien greifbar an Breite und Intensität gewonnen.

Die heutige Lage ergibt, was die Tätigkeit betrifft, folgendes Bild:

1. Nachdem die 1910 gegründete *katholische Universität* 1912 bereits wieder ihre Tore schliessen musste, weil die staatliche Universität ihr die Inkorporation verweigert hatte, wurden die sogenannten «*Cursos de Cultura Catolica*» eingeführt. Sie behandeln alle Gebiete der Wissenschaft und werden von Professoren mit hohem Können geleitet, sie ersetzen fast vollwertig eine wirkliche Universität. Damit wurde der katholische Einfluss in der höheren Bildung gesichert.

2. Die *Katholische Aktion* ist heute vorbildlich organisiert und trägt viel zur religiösen und sozialen Besserung bei. Auf sozialem und karitativem Gebiet betätigen sich eifrig die Vinzenzkonferenzen, die Arbeiterzirkel, die J.O.C. und andere. Eine besondere Erwähnung verdient die Tausende von Angestellten umfassende «*Federation Argentina de Asociaciones Catolicas*».

3. Seit 1946 werden die religiös verlassenen Gegenden des Südens durch *Landmissionen* erfasst, denen während der Ferien verschiedene männliche und weibliche Kongregationen ihre Kräfte zur Verfügung stellen.

4. Im Verhältnis zwischen *Kirche und Staat* hat man einen *modus vivendi* gefunden. Der Religionsunterricht wurde seit einigen Jahren in den staatlichen Primar-, Sekundar- und Komplementarschulen wieder eingeführt. Er war seit dem Ausgang des letzten Jahrhunderts durch eine laizistische Gesetzgebung von der Schule verbannt gewesen.

5. Die geistige Erneuerung der letzten Jahrfünfte hat zur Folge, dass heute die Kirche wieder mit *missionarischem Geist* erfüllt aus ihrem Turm heraus auf die Strasse geht und dass der Einfluss hervorragender Katholiken auf den Gebieten des öffentlichen Lebens fühlbar zu werden beginnt.

Chile

1. In Chile gibt es, ähnlich wie Frankreich seine «Mission de France» besass, eine «Mission von Chile», die auf besonderem Studium der seelsorglichen Verhältnisse und der Eigenart des zu betreuenden Milieus beruht. Sie schuf allein in Santiago bereits 40 Pfarreien. Es gibt in Chile einen empfindlichen Wohnungsmangel, besonders in Santiago. So fehlen 400 000 Wohnungen, das heisst, dass etwa 2 Millionen Chilener praktisch obdachlos sind. Die jungen Geistlichen, unzufrieden mit den

heutigen Seelsorgemethoden, suchen nach neuen Wegen und machen in ihren Vorstadt- und Kampffarreien kühne Versuche.

2. Die *Katholische Aktion* wurde neu organisiert und spezialisiert.

3. Der Bischof von Talca forderte in einem Hirtenbrief, der im ganzen Land Aufsehen erregte und Anerkennung fand, eine Reform der *katholischen Kollegien*.

4. Auf *sozialem Gebiet* stiessen zwei Bischöfe durch tapfere Hirtenbriefe vor. Der eine behandelte die dringlich erforderliche Landreform, der andere unterstützte die Minenarbeiter von El Teniente in ihrem berechtigten Streik.

Das alles mag angesichts der Aufgaben, die den latein-amerikanischen Ländern gestellt sind, wie ein Tropfen auf einen heissen Stein erscheinen. Es zeigt aber trotzdem, dass es nicht berechtigt ist, vom Katholizismus Südamerikas so zu sprechen, als gebe es dort nur noch eine halb-heidnische, völlig in Äusserlichkeiten erstarrte Kirche. Gewiss: trotz der grossen Zahl von «Katholiken» ist die lebendige Kirche auch dort nur die kleine Herde, die des Mutes und der Tröstung bedarf; aber diese «kleine Herde» ist auch dort vorhanden, und ihr gilt darum auch das Wort des Herrn: «Fürchte dich nicht.»

Bücher

Burnham James: Das Regime der Manager. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 1949, 349 Seiten.

Das Buch wurde schon 1940 in den Vereinigten Staaten geschrieben und hat damals gewaltiges Aufsehen erregt. 1946 erschien eine französische Ausgabe mit einem Vorwort von Léon Blum, dem sozialistischen Politiker. 1948 endlich kam die erste Auflage der deutschen Ausgabe heraus. Trotz diesem zeitlichen Abstand ist das Buch auch heute noch wert, gelesen zu werden. Ja, es ist es mehr denn je. Burnham hat in seinem Werk so viele Voraussagen über den Gang der künftigen Entwicklung gemacht, dass es heute äusserst lehrreich ist, seine «Theorie» an dieser zwölfjährigen Entwicklung nachzuprüfen. Es ist nur erstaunlich, wie vieles er richtig gesagt hat. Nicht minder lehrreich ist, wie er in einem Nachwort von 1946 selbst zugibt, was sich nicht bewahrheitet hat.

Die These Burnhams besagt ein Dreifaches. — 1. Er ist überzeugt, dass die Zeit des klassischen Kapitalismus zu Ende sei, und bringt dafür eine Reihe bemerkenswerter Anzeichen, auch wenn deren Kraft nicht so durchschlagend ist, dass nun damit der Kapitalismus schon erledigt dasteht. — 2. Der Nachfolger des Kapitalismus wird nicht der Sozialismus sein. Dieses Kapitel (das 4. des Buches) ist zwar von einer zu einseitig wirtschaftlichen Betrachtungsweise getragen, stellt aber eines der besten des ganzen Werkes dar. Sowohl im Marxismus wie im Sozialismus steckt zu wenig Soziologie und erst recht zu wenig wirkliche Weltanschauung, als dass sie ein gültiges Bild der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln vermöchten. An soziologischer Erkenntnis wenigstens war Lenin, ja sogar Stalin weit überlegen. Das Ideal der Gleichheit mag ein Ideal sein, genügt aber in keiner Weise, um eine Gesellschaft aufzubauen. Dazu war der Ausgangspunkt viel zu individualistisch, ganz abgesehen vom Materialismus, der sich damit verband. — 3. An die Stelle des auf dem Übergewicht des Privateigentums an Produktionsmitteln aufgebauten Kapitalismus wird nach Burnham das Manager-System treten, die Herrschaft derjenigen, die in Wirklichkeit den Produktions-Apparat zu leiten vermögen. Die Beherrschung der Produktionsmittel stelle, wenigstens in der modernen Gesellschaft, ein derart entscheidendes Faktum dar, dass es den Aufbau und die Machtverhältnisse in der Gesellschaft ausschlaggebend bestimme. Burnham versichert immer wieder, dass er kein Ideal aufstellen und kein Werturteil fällen, sondern nur konstatierend feststellen wolle, wohin die Entwicklung dränge.

Es will uns scheinen, dass bis hierher Burnham weitgehend richtig sieht. Die Rolle des Eigentümers, des «Kapitalisten», des Aktionärs, ist tatsächlich in der modernen Wirtschaft und Gesellschaft überhaupt weitgehend zurückgedrängt worden. Man braucht das nicht unbedingt zu bedauern. Es ist nicht zu leugnen, dass sich der Besitz in der kapitalistischen Gesellschaft, wie besonders die Enzyklika *Quadragesimo Anno* im 2. und 3. Hauptteil nachdrücklich betont, eine beherrschende Stellung eingenommen hat, die ihm keineswegs gebührt und die als ungesund bezeichnet werden muss. Es ist ferner nicht zu leugnen, dass zunächst die grossen

Produktionseinheiten in sämtlichen Industriestätten an bestimmendem Gewicht ständig zugenommen haben, selbst wenn man erkannt hat, dass es auch hier optimale Grössen gibt. Trotzdem kann man die Augen nicht davor verschliessen, dass selbst in Deutschland, wo die grossen Produktionsstätten durch die Einwirkung der Bomben weitgehend zerschlagen worden sind und grundsätzlich ihre grosse Verwundbarkeit aufgezeigt haben, nach dem Krieg keineswegs eine Rückkehr zum Klein- und Mittelbetrieb stattgefunden hat — so wünschenswert das in mancher Hinsicht gewesen wäre —, sondern dass das Grossunternehmen sehr rasch seine beherrschende Stellung zurückgewonnen, ja noch gesteigert hat. Man braucht bloss mit offenen Augen durch die neu erstandenen Städte zu gehen, um die Bestätigung handgreiflich vor Augen zu haben.

Ebenso eindeutig ist, dass in diesen Grossunternehmungen der Aktionär eine immer geringere Rolle, die Direktoren der Betriebs- und Geschäftsleitung dagegen eine immer bedeutsamere und unabhängigere Rolle spielen. Das gilt für Deutschland und Italien genau so gut wie für die Vereinigten Staaten — und vielleicht für die Gewerkschaften ebenso wie für die Unternehmungen. Insofern kann man wohl von einer Revolution und einem Regime der Manager sprechen.

Burnham geht aber noch einen bedeutsamen Schritt weiter. Er meint, diese Manager bauten ihre Herrschaft schliesslich notwendig auf die überragende Rolle des Staates im Wirtschaftsleben, eine Rolle, die auf immer weiter sich ausdehnenden direkten staatlichen Besitz an Produktionsmitteln, wie auch auf immer eindringlichere indirekte Kontrolle durch Vorschriften, Kontingenzuteilungen, Aufträge usw. sich stütze. Er hält also an der These von der Verstaatlichung des Produktionseigentums fest, als Tatsache, wenn auch nicht als Ideal oder erstrebenswertes Ziel.

Hier tritt die trotzkistisch-leninistisch-marxistische Herkunft Burnhams am stärksten hervor. Er selbst bekennt offen in seinem 1946 geschriebenen Nachwort: «Die hauptsächlichsten Irrtümer des ‚Regime der Manager‘ finden sich in der politischen Analyse. Ich erkläre sie mir vornehmlich daher, dass sechs Jahre allzu wenig waren, als dass ich mich schon gänzlich von der marxistischen Vorstellung von der Unterordnung der Politik unter die Wirtschaft hätte freimachen können.» Erst recht musste er das fünf Jahre später zugeben, nach all den Erfahrungen in England, in USA, in Deutschland, ja in Russland selber.

Trotz dieser Einseitigkeit und unannehmbaren weltanschaulichen Grundlage bleibt in dem Buch des Erwägenswerten noch viel, und es will uns scheinen, dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Thesen sich lohnen würde, aber noch keineswegs vorgenommen wurde.

Noch ein Kompliment an den Übersetzer. Das Buch ist ausgezeichnet übersetzt und spiegelt die Eigenart des amerikanischen Stiles, der Einfachheit, Klarheit, paradoxe Überraschungen, humorvolle und doch so offene Kritik, vor allem aber Wirklichkeitsnähe so sehr liebt, trefflich wider.

J. David

BURCH - KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Die beste Empfehlung
Stets grosser Mitgliederzuwachs!
Christlichsoziale Kranken-
u. Unfallkasse der Schweiz

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH

Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telefon (051) 27 90 04

Jetzt Revisionen und Synchronisationen!

SOEBEN ERSCHIENEN:

Gertrud Theiner-Haffner

«PASSIO MYSTICA»

Domini Nostri Jesu Christi

Dramatische Dichtung, 156 Seiten
kart., geschmackvolle Geschenkausgabe, sfr. 4.80

Man könnte diese Dichtung als ein Gegenspiel zu Sartre
«Der Teufel und der liebe Gott» bezeichnen.

Wohl noch nie wurde bisher in einer bildhaften Schau
das Dämonische ebenso faszinierend wie erregend aus-
gesagt. Wie einerseits die Dichtung eine ganz neue, dem
modernen Menschen zugeordnete Schau echter Mystik
vermittelt, so entreisst sie andererseits dem Satanischen
unerbittlich Geheimnis um Geheimnis seiner so sehr
getarnten Wirksamkeit.

Erhältlich im Buchhandel

Tyrolia-Verlag / Innsbruck - Wien - München

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen
katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13,
Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration
«Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tele-
phon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halb-
jährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII
27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—
Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzah-
lungen an Van Mierla & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte
Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und
Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474,
Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halb-
jährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss
eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen
Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen
an P. J. Stäubli, Mostrupgade 16, Silkeborg. — Frank-
reich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Admi-
nistration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Com-
mercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065,
mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-
Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf
c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò
da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Ausliefe-
rung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt
Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheck-
konto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich
Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Neuerscheinung

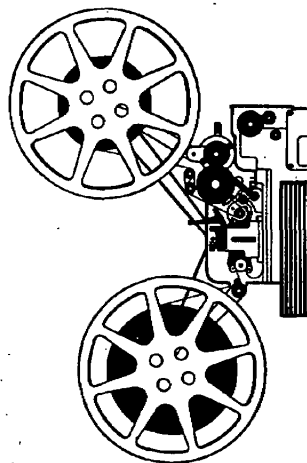
JOSEF WEIGER

MARIA VON NAZARETH

244 Seiten - Ganzleinen Fr. 6.90

Das neue Buch von Josef Weiger unterscheidet klar
das biblisch-historische und das kirchliche Marienbild.
Es wuchs aus einer inneren Besinnung, die den Leser
unmittelbar anruft, und aus einer klaren, theologischen
Stellungnahme, abseits einer rationalistischen oder en-
thusiastischen Erfassung des Themas. Die Sichtbarma-
chung des gesamten Lebens der Gottesmutter ist auf
Grund jahrelanger Studien sorgsam durchgeführt
worden.

SCHWEIZ: CHRISTIANA-VERLAG ZÜRICH 52



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
R. Bader, Grüngasse 8
Zürich 4, Tel. 051/25 67 53

DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm

Verbilligte Bücher

J. Müller, Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom An-
fang (1555) bis zum Hochbarock (1665).
2 Bände, 98 und 150 Seiten mit 10 Kunstdrucktafeln, kartoniert, beide
Teile in einem Band DM 2.—.

Wilhelm Bergmann, Religion und Seelenleiden.
Vorträge der Sondertagungen des Verbandes der Vereine katholischer
Akademiker, 5 Bände mit insgesamt 1380 Seiten, Ganzleinen aus.
früher DM 25.—, jetzt DM 17.70.

Joseph Felten, Die zwei Briefe des heiligen Petrus und der Judasbrief
übersetzt und erklärt.
280 Seiten, Ganzleinen, früher DM 6.50, jetzt DM 3.50.

Max Ettliger, Philosophische Fragen der Gegenwart.
303 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag DM 2.25.

Jakob Hommes, Nikolaus Kusanus.
Die philosophische Gotteslehre des Nikolaus Kusanus in ihren Grund-
lehren. 163 Seiten, Ganzleinen. DM 4.50.

Bernhard Ziermann, Nervöse Seelenleiden und ihre seelsorgliche Behand-
lung bei Alfons Liquori.
219 Seiten, Halbleinen, früher DM 7.80, jetzt DM 3.25.

Ignaz Seipel, Der Friede — ein sittliches und ein gesellschaftliches
Problem. — 216 Seiten, Ganzleinen DM 5.50.

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos
BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung
Heidelberg 0, Schliessfach 140

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich